

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 208.

Freitag, 6. September.

1929.

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derhen-Fünfseld.

(Nachdruck verboten.)

(21. Fortsetzung.)

Die Hofdame verspürte eine Regung von Mitleid. „Kammerherr“, sagte sie, „schlagen Sie sich dieses schöne, aber von Unklarheiten wie von Nebeln umflossene Weib aus dem Kopfe. Heiraten können Sie die Dame doch niemals, nachdem es bekannt geworden, daß sie — verzeihen Sie — eine Nacht mit ausgerechnet dem Grafen Lyffe in ihrem abgelegenen Hause auf der Insel zugebracht hat. Diese Tatsache ist nicht aus der Welt zu räumen, und wenn Sie noch so mörderische Augen machen. Reisen Sie auf Ihre Güter, lieber Roustad, wo die Luft nicht durch den Brandgeruch der letzten Ereignisse verpestet ist.“

Da verschwor er sich, keinen Schritt von hier zu weichen, bis alles sich aufgeklärt habe und Lyffe vor dem Lauf seiner Pistole stünde.

„Sie sind von Sinnen, armer Freund. Die Welt des Grafen Lyffe und der Frau Aase Solaker ist nicht die unsere. Ihre Begriffe von — Frauenehre und Rücksichten, die man seinem Stande entgegenzubringen hat, auch nicht. Inne: Gesetze hat man, oder man hat sie nicht. Außerdem würde dieser fürchterliche Mensch zweifelsohne Sie niederknallen, und was haben Sie dann davon?“

„Ruhe“, erwiderte der Kammerherr verbissen und lief fort, wie ein ungezogener Junge.

— Frau Tyra Brahe betraute ihren Lakaien mit der weiteren Beobachtung der Angelegenheit via Kammerjungfer Kathrine.

„Das laubere Paar hat sein Nest wohl angestekt, um die Versicherungssumme herauszubekommen“, war Frau Brahes innerste Überzeugung, trotzdem sie nach außen hin streng betonte, da — „sie dem Grafen eine so ungentlemenlike Tat niemals zutraue.“

Aber der Lakai erfuhr aus sicherer Quelle, daß die unheimliche alte Barade überhaupt nicht versichert gewesen sei.

„Welch ein Leichtsin!“ urteilte die Hofdame.

Auf einem toten Punkt war die Nachforschung angelangt — vier Tage nach dem großen Brande.

9. Kapitel.

Vogel Phönix.

Wo aber war der Wagen mit dem Grafen Lyffe, der schönen Aase, Trolia und dem Hund Sture geblieben?

War der Damm geborsten und hatte der Gott der Tiefe sie hinabgezogen in das finstere Reich der Schären, das seine unzählbare Eier nach Menschen nie ganz meistern konnte?

Nein, es ging alles mit rechten Dingen zu.

Das Meer lag hingestreckt, gesättigt von Sonnenglanz. Die Ferne lockte; jede Welle sang ein Lied von Wanderlust.

Da fuhr der alte, unruhvolle Jenseits Kraakische Geist in die Seele der Frau, daß sie wie ein Vogel aus dem Käfig flattern wollte, und sei dieser Käfig selbst die Liebe eines geliebten Mannes.

Lyffe fühlte sofort die leise Veränderung ihres Wesens wie ein unmerkliches Entziehen fast.

„Rehre sofort um!“, befahl Aase mit verdunkelten Blicken. „Ich will nicht in die Stadt! Ich werde mich niemals in dieses Leben unter den ruhigen Dächern

finden. Sieh nur die Dunstschicht, die auf uns lauert, sie ist wie der Atem von den vielen tausend Menschen, die dort wohnen — laß uns umkehren, Lyffe!“

„Wer klug ist, kehrt nie um“, sagte er fest. „Aber wir werden einen kleinen Absteher nach Sandvigen machen. Ich hatte das von Anfang an so im Sinn, du Wilde. Denn was sollte ich wohl mit meiner kostbaren Beute beginnen in der Hauptstadt, wo es Hofdamen gibt und Kammerherren, Oberkellner und böse Jungen.“

„Zu Großtante!“, jauchzte Aase wie befreit auf. „Fürchtbar, Sie ist wohl die Rüste und außer den Fischen und den Leuten, die mit Fischen handeln, wohnen wohl nur Seevögel dort. Aber zwei Dinge haben mich durch meine ganze Kindheit geleitet als meine besten Freunde: Meer und Himmel! Meer und Himmel!“

„Und ihnen werde ich dich wieder anvertrauen, bis das Brautschiff fertig ist“, sagte Lyffe gemüthlich. „Denn sieh, Aase, — nun sind wir gute Bürgerleute geworden, und die Sitte heischt, daß wir uns trennen bis zur Hochzeit.“

Aase machte große Augen. Diese Sprache in seinem Munde war ihr sehr neu. Er aber wußte kein anderes Mittel, sein eigenes ungezügelteres Temperament zu meistern und begrüßte es als eine Erlösung, als sie endlich in der kleinen Stadt Sandvigen ankamen.

Die alte Frau, die sie vor der Tür eines anderthalbstöckigen Hauses mit breit ausladendem Giebel empfing, weinte vor Freude, als sie ihre Großnichte wieder sah, die gleich eine ganze Familie mitbrachte.

Natürlich bekam sie die Geschichte des Teppichs von Anfang bis Ende zu hören.

Über ihres Bruders Leben und Taten, die sie kurz seine Verwickelungen nannte, schüttelte sie befremdet den Kopf, sprach aber dann den Wunsch aus, Frognersnäs einmal zu besuchen, was er bei Lebzeiten nie leiden wollte.

„Nun wird er ja wohl nichts mehr dagegen haben.“

Dieser Ansicht war Lyffe auch, doch als Großtante von etwaigen Schätzen redete, die dort noch verborgen sein sollten, packte Aase die großen Wachsleinwandballen aus.

Gebendet schlug das greise Fräulein die Hände über dem Kopf zusammen: „Zuzutrauen war ihm immer alles, aber daß er sich auf Silber verstand, hätte ich doch nicht geglaubt. Als Junge war er ein kleiner Drecksack.“

In Abwesenheit Aases rückte Lyffe doch mit einem Wunsch heraus, der die alte Dame sehr erstaunte. Er verlangte, daß Aase das Vermögen ihres ersten Gatten der Familie zurückgebe, die irgendwo im hohen Norden lebte. Er würde nie eine Dre davon anrühren und Aase sollte es auch nicht tun. Was er besitze, gehöre seinem Weibe, und das sei genug.

Großtante, die stets eine schwarzseidene Schürze trug und eine weiße Halskrause, richtete sich kerzengerade auf. „Ich finde das sehr verrückt, aber ich will gerne dafür sorgen, daß die Solakers in den Besitz des Vermögens treten, obwohl ich die Sorte Menschen nicht leiden kann. — Auch Aase hatte immer ein bißchen Verdrüßtes an sich. Gott segne euch!“

Trolla begegnete der alten, ehrfurchteinflößenden Dame nie anders als mit tiefen, unterwürfigen Verbeugungen. In ihrem innersten Herzen hoffte sie, daß sie in dem Herrenhause mit seiner gediegenen Bürgerlichkeit ein bleibendes Heim finden werde. „Die Jungen“ waren ihr zu aufregend. Gott weiß, was man mit denen noch erlebte.

Ähnlichen Hoffnungen gab sich der Hund Sture hin, der sofort unter das Sofa gekrochen war, um das weitere abzuwarten.

Als ein freundliches Hausmädchen einen gehäuften Teller voll der herrlichsten Hundemischung an Reis und Fleischbrocken neben den Ofen stellte, seufzte er tief und befriedigt auf. Auch er wußte sich nun wohl aufgehoben.

Nachdem die Pferde zwei Tage lang ausgeruht hatten, nahm Lykke Abschied von Nase, Trolla, Sture und der Großtante, die ihn mit „lieber Nefse“ anredete. Ihm war, als sei er von Jugend an hier zu Hause gewesen.

In den Stuben mit den hellen Fenstern, dem Garten, wo der Wind unaufhörlich wehte und Muschelschalen unter den Schritten krachten. Und wo die Blumen nach Salz schmeckten wie kleine Sardinen.

Die Pferde hatten so viel Hafer bekommen, daß sie große Lust verspürten, über die Stränge zu schlagen. Sie galoppierten wie der Wind trotz ihrer sechzehn Jahre, zumal der Wagen nun sehr leicht geworden war. Wie geflügelte Trampeltiere suchten sie das Weite und Nase lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen — bis der Spuk um die Ecke verschwunden war und Großtante die junge Frau mit sanfter Gewalt ins Haus zog.

„Ein ganz anderer, als der erste“, bemerkte sie, Nase durch die Brille betrachtend. „Wenn auch entschieden verrückt. Ihr beide werdet euch noch schrecklich oft die Nase anrennen, aber er ist das, was wir in meiner Jugend einen feinen Kerl nannten.“

In den langen Abenden, die nun folgten, ließ sie sich vom Hofe erzählen und den sonderbaren Menschen dort, von dem Schwarz-Weiß-Ball und der Schlittenpartie und fand alles höchst verrückt.

Aber den Kammerherrn erwähnte Nase nicht.

In der besten Laune kam Lykke ziemlich spät am Abend in der Hauptstadt an.

Er beschloß, im Grand Hotel abzustiegen, wo er ein warmes Zimmer und eine Tasse heißen Tees zu finden hoffte.

Auch der Kutscher und die Gäule sollten dort übernachten, denn im „Palais“ war nichts für einen Aufenthalt von Mensch und Tier vorbereitet.

„Die Lykkesche Equipage!“, schrie der Pikkolo, der unter der Tür aus Langeweile die Sterne gezählt hatte. Er schrie es mit höchster Füstelstimme und anstatt hinzuseilen und den Wagenschlag zu öffnen, verschwand er hinter der Glastür im Hotel.

Und dann blieb lange alles still. Der Kutscher klappte mit der Peitsche wie ein Fuhrknecht. Niemand kam.

Da sprang Graf Lykke aus dem Wagen und mit drei Sägen in das Vestibül, wo eine Gruppe dienstbarer Geister auseinander stob.

Und plötzlich tauchte Oberkellner Krulls Gesicht vor ihm auf, weiß und entsetzt, und der Mann rang sich nach Fassung.

Lykke fixierte ihn schweigend. Irgend etwas war nicht in Ordnung; auch glaubte er eine Unruhe im Hause zu bemerken.

„Bitte mich zu entschuldigen“, brachte Krull endlich hervor und zog sich zurück.

Der Wirt stürzte herbei. Er verbeugte sich knapp und ersuchte den Grafen, ihm ins Kontor zu folgen.

„Ich danke“, sagte Lykke freundlich, „aber ich ziehe es vor, zu Bett zu gehen. Sie haben doch ein Zimmer frei?“

Herr Asmus nestelte an seiner Krawatte. „Mehr als eines — leider. Aber ich muß darauf bestehen, daß Sie mir in mein Kontor folgen.“

„Vielleicht ist ein Telegramm gekommen“, dachte Lykke und tat ihm den Willen. „Aber dies ist doch ein sehr sonderbarer Empfang.“

Der Wirt rückte sich selbst einen Stuhl vor die Tür und nahm Platz darauf.

Lykke runzelte die Stirn.

„Was soll das heißen?“

„Ich bin nicht befugt, darüber zu sprechen. Ich bitte, sich einen Augenblick zu gedulden.“

„Mein Lieber“, sagte der Graf, ihm die Hand auf die Schulter legend, „diese Geschichte hier sieht ja verzeiwelt nach Freiheitsberaubung aus. Was glauben Sie wohl, daß es mich kosten würde, Sie mitsamt diesem Stuhl an die frische Luft zu setzen? Und was glauben Sie, kostet es Sie, wenn in der Stadt bekannt wird, wie Sie Ihre Gäste zu traktieren pflegen?“

Herr Asmus erschrak sichtlich.

„Ich tue meine Pflicht. Es ist nicht meines Amtes, für oder gegen jemand Partei zu ergreifen. Und wenn Herr Graf durchaus darauf bestehen, diesen Raum zu verlassen...“

Lykke lachte.

„Nein, mein Lieber, ich werde im Gegenteil in „diesem Raum“ verweilen, bis Sie mir haarklein berichtet haben, was eigentlich passiert ist. Machen Sie nur nicht solche Dorschaugen. Aber beeilen Sie sich.“

„Das darf ich nicht.“

Lykke griff in die Tasche, eine Bewegung, die den Wirt heftig erschreckte, und entnahm ihr eine silberne Zigarettendose.

„Haben Sie Feuer?“

„Feuer! Herrgott, ja“, antwortete Herr Asmus mit schwankender Stimme.

Der Graf war davon überzeugt, daß bei dem Wirt eine Art Wahnsinn ausgebrochen sein müsse.

„Ich komme aus dem Abenteuer nicht heraus“, dachte er. „Wenn ich seiner müde geworden bin, sucht es mich auf. Das scheint nun einmal mein Los.“

Schritte näherten sich der Tür. Man klopfte. Herr Asmus sprang so heftig vom Stuhl, daß er das Gleichgewicht verlor und sich am Arm des Grafen halten mußte.

Gleich darauf sah Lykke sich einem jüngeren, mit schäbiger Eleganz gekleideten Herrn gegenüber, der den Eindrud außerordentlicher Pffiffigkeit machte.

Er verbeugte sich korrekt und entnahm der Tasche seines Gehpelzes eine Karte, die er rasch vor den Augen des Grafen hin und her wendete.

Dieser erhob sich und erwiderte ernsthaft den Gruß, die Zigarette in den Kamin werfend.

Der Wirt schlich aus der Tür.

„Sie rauchen nicht?“, fragte Lykke artig.

„Herr Graf Lykke“, sagte der andere streng, „was wissen Sie von dem Brande von Frognersnäs?“

Lykke meinte, sich verhöhrt zu haben. Die heitere Ironie seines Blickes, die den strengen Herrn stark irritiert hatte, wich erschrecktem Staunen.

„Erklären Sie sich bitte deutlicher“, sprach er mit Schärfe.

„Das habe ich nicht nötig. Es ist an mir, Erklärungen zu fordern. Also, was wissen Sie von dem Brande?“

„Absolut gar nichts. Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich mir eine Zigarette anstecke?“

„Herr Graf scheinen sich den Ernst Ihrer Lage nicht ganz klar zu machen. — Sind Sie imstande, über den Verbleib der Witwe Solaker Auskunft zu geben?“

„Jawohl“, sagte Lykke und blies blaue Rauchwölkchen in die Luft.

„Wo hält Frau Solaker sich zur Stunde auf?“

„Ich weiß nicht, wo sie sich zur Stunde aufhält. Als ich sie aber heute mittag verließ, stand sie vor dem Hause ihrer Großtante in Sandvigen und winkte mir mit einem weißen Taschentuch Grüße nach.“

Der Herr verbarg eine kleine Unsicherheit und machte Notizen in ein Taschenbuch.

„Es wird sich herausstellen, ob Ihre Angaben auf Wahrheit beruhen. — Wie heißt die vorhin erwähnte Großtante?“

„Jomfru Kraat im Herrenhause auf Sandvigen“, erwiderte Lykke, ein Bein über das andere schlagend. „Sollte mein Wort nicht genügen, ist noch mein Kutscher da.“ (Schluß folgt.)



Unterteilung

Inhalt des folgenden Verfilmungsteiles:

Seite fehlt?